

# Burschen- schaftliche Blätter



## Internet-Addendum

### Festrede zum 100. Gründungstag der Burschenschaft Teutonia Czernowitz

Raimund Lang

Hohes Präsidium!  
Hohe Festcorona!

Lassen Sie mich die Hürde des ersten Wortes einmal damit überspringen, daß ich mich vorerst eines Gedenktages erinnere, der mit dem Anlaß dieses Kommerses gar nichts zu tun hat. Ist heute doch der 210. Geburtstag einer der großen Persönlichkeiten der früheren Burschenschaft, nämlich von August Heinrich Riemann, einem der vier Köpfe am Jenaer Burschenschaftendenkmal und Hauptredner des Wartburgfestes. Riemann ist einer jener wenigen Persönlichkeiten, die am Beginn des modernen Korporationsstudententums stehen. Im holsteinischen Ratzeburg geboren, lebte und wirkte er im mecklenburgischen Friedland, wo noch heute ein Denkmal und eine Grabstätte an ihn erinnern. Also gar nicht allzu weit von hier, zumindest wenn man Czernowitz als Maßstab anlegt. Und bei einem Kommers wie die-

sem, der über die eigenen Verbandsgrenzen hinausgreift, scheint es mir legitim darauf hinzuweisen, daß die Gedankenlinien jeglichen Korporationsstudententums sich in diesem Kulminationspunkt der Urburschenschaft treffen.

Gerade wenn man sich mit Czernowitz befaßt, diesem Füllhorn studentischer Gemeinschaftsbildung, soll dieser Gedanke nicht ungeachtet bleiben. Immerhin war der Glaube an die tiefe Gemeinsamkeit jeglichen Korporationswesens eine der Triebfedern, die mich vor nunmehr fast zwanzig Jahren erstmals nach Czernowitz geführt haben, und ist dieser Umstand insofern von Bedeutung, als ich weder gebürtiger Czernowitzer, noch in irgendeiner Weise in der Bukowina versippt bin, sondern als begeisterter Salzburger urbajuwarisches Blut in mitbrachte und mir Czernowitz erst einmal im Kopf erschließen mußte. Die andere Triebfeder war die altöster-

reichische, also die Suche nach den Chiffren der alten Donaumonarchie, die zwar niemals ein wirklich stabiles Gefüge war, aber doch immerhin ein grenzüberschreitendes Spektrum nationaler Identitäten ermöglicht hat, welches der nivellierenden Vereinnahmung heutiger EU-Politiker um vieles voraus war. Nur als Pointe am Rande: Eine Postkarte von Czernowitz nach Graz brauchte zu Beginn des 20. Jahrhunderts bei günstigem Wetter einen Tag, bei Gegenwind zwei. Ob das heute von Potsdam nach Eberswalde auch funktioniert, darauf würde ich zumindest keine Wette abschließen.

Eine Reise nach Czernowitz Mitte der 80er Jahre war noch ein Abenteuer, ging es doch damals noch mitten in den real vegetierenden Sozialismus. Wenige Tage vor meiner ersten Abreise brachte ein österreichisches Wochenmagazin einen Bericht über Czernowitz, der

# Internet-Addendum

die ermutigende Titelzeile „Die Verhaftung“ trug. Es ging darum um Verhaftungen wegen unerlaubten Fotografierens. Natürlich: Die Sowjetunion gab sich als freier Staat und man durfte dort fast alles, auch fotografieren, aber halt mit einigen kleinen Einschränkungen. Vor allem schlechte Bauzustände und schlecht gekleidete Menschen fielen unter Zensur. Mit diesem Bewußtsein und ausgerüstet mit einer einzigen Kamera und zwei Filmen machte ich mich nun auf die Reise, hatte den Stadtplan auswendig im Kopf und wichtige Adressen in mein Deodorantfläschchen gekratzt. Aber wo, erkannte ich bald, gab es in Czernowitz Baulichkeiten, die nicht schadhaft waren. Und was immer man auch fotografierte, stets hatte man zumindest einen Menschen im Visier, dessen Kleidung selbst nach proletarischen Maßstäben nicht den Ethos des Vorzeigbaren trugen. Tatsächlich hatten drei Personen aus meiner Gruppe Probleme mit der Miliz, einer davon, weil er ausgerechnet das Gebäude der Polizeidirektion gründlich abfotografierte, und eine alte Czernowitzerin wurde auf der Suche nach Plätzen ihrer Jugend kurzfristig festgenommen. Mit blieb solches erspart – sei's Zufall, sei's Vorsicht – jedenfalls werden ich nie vergessen, wie ich auf dem Weg zum alten Frankonenhause in der Erzherzog-Karl-Gasse erkannte, daß die Nummerierungen nicht mehr den alten entsprachen und ich folglich alle Häuser einer Zeile fotografieren mußte, um sicher zu sein, daß das richtige dabei ist. Nahe dieser Gasse befindet sich eine Kaserne (Erzherzog-Rainer-Kaserne), und so waren hier ständig Uniformierte unterwegs. Nun, ich betrachtete das Helmentum nicht gerade als meine Morgengabe, und so bewegte ich mich unter Aufbietung äußerster Gelassenheit von Haus zu Haus und holte mir im Rücken der Uniformierten eines nach dem anderen in die Kamera, beim Abdrücken immer ein Räuspern oder Hustengeräusch von mir gebend, um das verdächtige Klicken zu übertönen.

Ich fand in Czernowitz eine Stadt vor, die so unverkennbar und unverändert österreichisch war, daß man meinte, im Kreis gefahren zu sein. Nur die kyrillischen Inschriften und die Ordensspangen der Veteranen störten das Bild, aber ansonsten war ich in Czernowitz sofort zu Hause. Natürlich, da war ein hohes Maß an Verfall, aber wenn man diesen abstrahierte, dann entdeckte man eine Stadt, die frei von den westlichen Bausünden der Nachkriegszeit ein so original franzisko-josephinisches Antlitz bewahrt hat, wie dies westlich des Eisernen Vorhanges kaum wo der Fall war. Ich durchstreifte Czernowitz drei Tage und auch Nächte fast pausenlos; ich sagte mir: sauge diese Stadt in Dir auf, Du wirst sie nie mehr sehen. Und als wir unter den Augen uns beharrlich beschattender düsterer Gestalten in einem breiten Wolga uns wieder Richtung Grenze bewegten, da war ich nicht frei von Sentimentalität und ultimativer Abschiedsstimmung. Nur vier Jahre später stürzten die Medusen, und einige Monate darauf stand ich wieder an der Stadtgrenze von Czernowitz.

Hohe Corona, Sie werden vielleicht schon bemerkt haben, daß ich mich zu verlieren drohe in einer Fülle von Eindrücken und Erlebnissen. Also will ich mich gebührend beschränken auf drei Aspekte, zu denen ich einige Gedanken äußern möchte – so objektiv es meine Erfahrung zuläßt, und so subjektiv es meine Persönlichkeit bedingt. Es sind die Stichworte „Mythos Czernowitz“; „Heidelberg des Ostens“ und „Czernowitz heute“.

Der Mythos Czernowitz ist gegenwärtiger denn je. Aber ein Mythos liegt schon per definitionem abseits der Realität, er lebt von Symbolen, Metaphern und Visionen. Er hat damit etwas Deutendes an sich, etwas vom Versuch einer Erklärung des rational schwer Faßbaren. Wenn wir also heute vom Mythos Czernowitz sprechen, so beschreiben wir damit eine Summe von Erzählungen, denen wir Gestalt

geben wollen. Ein Teil dieses Mythos ist zum Beispiel jener von der österreichischen Landnahme als einem friedlichen Akt des Humanismus. Das klingt schön, aber so war es nicht. Joseph II., der als Mitregent seiner Mutter Maria Theresia in den österreichischen Erblanden den Gewinn der Bukowina als politischen Erfolg verbuchen konnte und der gerne als der aufgeklärte Herrscher der Toleranz geschildert wird, war in Wirklichkeit ein kühler Pragmatiker, gewiß nicht ohne Ideen, auch aufgeklärt und bis zu einem gewissen Grade volksnah, aber in der Wahl seiner Mittel durchaus absolutistischer Machtmensch. Die Landnahme der Bukowina durch Österreich diente dem Zweck, die offene Flanke zwischen Galizien und Siebenbürgen zu sichern – eine kluge Entscheidung, aber eine, die unter militärischem Druck zustande kam. Denn Joseph hatte zuerst seine Truppen einmarschieren lassen, und erst dann die Verhandlungen mit der ihm verpflichteten, militärisch und politisch durch den türkisch-russischen Krieg geschwächten Hohen Pforten aufgenommen. Die Landnahme der Bukowina war also Teil habsburgischer Expansionspolitik – wengleich gewiß zum Wohle des Landes. In nur einhundert Jahren wurde aus dem Lehmdorf mit 1.500 Einwohnern eine Universitätsstadt von fünfzigfacher Größe und Metropole eines prosperierenden Landes. Während in Prag Tschechen und Deutsche einander die Köpfe einschlugen, herrschte Eintracht in Czernowitz, und der kulturkämpferische Studentenstreik des Jahres 1898 an allen habsburgischen Universitäten, er fand in Czernowitz nicht statt. Mythos Czernowitz: Die Insel des Friedens inmitten des zerberstenden Großreiches. Ja, gewiß, in Czernowitz funktionierte das Zusammenleben der Völker. Aber waren die Czernowitzer die klügeren, ja vielleicht sogar die besseren Menschen? Ich wage das in Frage zu stellen. Auch in Czernowitz wurde geprügelt, gestohlen und die Ehe gebrochen. Die Harmonie von Czernowitz war ein glückliches

# Internet-Addendum

Produkt des Zufalls. Die im Laufe von Jahrhunderten entstandene Völkervielfalt führte zu einem multikulturellen Nebeneinander, in dem keiner groß und stark genug war, den anderen zu dominieren. Die vielbeschworene Czernowitzer Toleranz – und das soll ihren Wert in keiner Weise relativieren – auch sie war eine pragmatische Gegebenheit, ein Glücksfall der Geschichte, den die Bukowiner zugegebenermaßen vernünftig handzuhaben wußten. Daß es den Widerstreit der Nationen durchaus gab, aber daß man innerhalb dessen konsenswillig und -fähig war, belegt am besten die Gründung der Universität im Jahre 1875. Auch Triest, Olmütz, Brünn, Laibach und Salzburg bewarben sich damals um eine Hohe Schule; den Ausschlag zugunsten von Czernowitz gab die Wiedergründung der Straßburger Universität 1872 durch die Hohenzollern. So wie diese damit ihren kulturellen Anspruch im Westen dokumentierte, taten dies nun die Habsburger im Osten, zusätzlich motiviert durch die kurz zuvor erfolgte Polonisierung der Universität Lemberg. Aber die Gunst der Stunde wußte ein Czernowitzer Wissenschaftler und Politiker zu nutzen: Dr. Constantin Tomaszczuk, Rechtsgelehrter, von rumänischer Mutter und ukrainischem Vater stammend saß er als Abgeordneter der deutsch-liberalen Partei im Wiener Reichsrat – ein typischer Altösterreicher also. Er vermochte, was die Wiener Administration niemals geschafft hätte, nämlich die widerstrebenden Interessen vor allen von Ukrainern und Rumänen um die Lehrsprache und damit quasi den geistigen Besitz der Universität zu koordinieren, indem er sie davon überzeugte, daß nur eine internationale Lehrsprache einen überregionalen Rang sichern konnte. So führte ein ukrainisch-rumänischer Konsens zu einer deutschsprachigen Universität mit der ersten Lehrkanzel für ukrainische Sprache und Literatur und einem Lehrstuhl Kirchenslawisch, wobei die Theologische Fakultät selbstverständlich keine römisch-

katholische, sondern eine griechisch-orientalische war. Hinter dem Mythos steht also eine mühevoll, aber effektiv erstrittene Einsicht.

Von den vielen Facetten des Mythos noch eine letzte, weil besonders aktuelle: Der Mythos vom jüdischen Czernowitz. Er begründet zu einem guten Teil das öffentliche Interesse, daß die Stadt in den letzten Jahren in unseren Breiten gefunden hat. „Czernowitz ist gwen an alte jiddische Stadt“ heißt eine 1998 in Berlin und Czernowitz parallel veröffentlichte Broschüre. Ja gewiß, es war auch eine jiddische Stadt. Aber eben nur „auch“. Und damit sind wir an einem heiklen Punkt gelandet, denn wir wissen ja aus jüngster Erfahrung um die dominierende Kraft gewisser Tabus in unserer Gesellschaft, und eine willkommene Angriffsfläche zu haben. Nun, die Bedeutung des Judentums für Czernowitz steht außer Frage. Der Bevölkerungsanteil lag in später österreichischer Zeit bei etwa einem Drittel, im Gemeinderat bei 40 Prozent. In der Stadt gab es mehr als 50 jüdische Kultbauten, das jüdische Nationalhaus ist an Größe und Pracht dem Deutschen Haus ebenbürtig, der Tempel – dessen Grundsteinlegung übrigens vom Oberrabbiner gemeinsam mit dem christlichen Metropoliten vorgenommen wurde – galt als einer der schönsten im europäischen Osten und die Czernowitzer Literatur gewann erst durch die deutsch-jüdische Literatur der Zwischenkriegszeit den Rang von Weltliteratur. Das nahe, heute eingemeindete Sadagura war eines der chassidischen Zentren Europas. Der erste jüdische Vizebürgermeister und später Bürgermeister Dr. Reiss ließ 1897 die Straßenbahn einrichten (im gleichen Jahr wie Wien) und etliche Großbauten schaffen – seine Spuren sind im Stadtbild bis heute manifest. Ja, das Czernowitzer Judentum hatte starke Bedeutung und große schöpferische Kraft. Aber im Gegensatz zum jiddischen Shtetl gedieh es in einem multinationalen Umfeld. Es war ein

Teil einer Kultur, die von der Vielfalt lebte, die Einheit aus der Vielfalt schuf. Das heute gern kolportierte Bild von der jüdischen Stadt mit andersnationalen Minderheiten, es ist so irreführend wie falsch. Das Phänomen Czernowitz – wollen wir diesen Begriff einmal jenem des Mythos gegenüberstellen – ist ja gerade seine Synchronität der Kulturen. Daß diese weitgehend zerschlagen wurde, und zwar nicht erst durch die sowjetische Verwaltung, sondern schon durch das hegemoniale Streben des großrumänischen Staates, das ist jenes Drama, das aus dem Phänomen erst einen Mythos hat werden lassen. Das alte, das unwiederbringliche Czernowitz, war ein Mosaik, dessen polychrome Wirkung niemals aus der Betrachtung des Einzelelementes erkennbar wird – Einheit aus der Fülle.

Daß man Czernowitz das „Heidelberg des Ostens“ nannte, bestätigt den hohen Symbolwert, den Heidelberg in der studentischen Welt genießt, dessen Mythos ja noch viel verfälschender ist als jener von Czernowitz. Aber es war ein Ehrentitel, gewiß, ein Zeichen der Bewunderung für diesen studentischen Farbenreichtum, der hier schnell entstanden ist und für knapp 65 Jahre gehalten hat. Die Gründungsfeierlichkeiten der Universität 1875 wurden weitgehend von Wien aus organisiert, von der Akademischen Landsmannschaft Bukowina, dem Sammelbecken buchenländischer Studenten in Wien, für das eben diese Universitätsgründung natürlich auch das Ende der eigenen Existenz bedeutete. Die erste Czernowitzer Korporation war ein Corps, das sich folgerichtig Austria nannte, dessen Gründungs senior, der Innsbrucker Athese Richard Strele von Bärwangen auch den Universitätskommers leitete und damit zum Vater des Czernowitzer Couleurstudententums wurde. Das bunte Bild, daß die Studenten schon bald im Stadtbild abgaben, vor allem beim viel beschriebenen Bummel vom Deutschen Haus durch die Herrengasse bis zum

# Internet-Addendum

Ringplatz und zurück, war zweifellos Realität, ebenso wie die Rivalität, die sich bald – ganz wie anderenorts – zwischen Bünden ergaben. Vor allem die Frage des öffentlichen Schlägertragens führte bald zu Reibereien zwischen Waffenstudenten und Katholischen, die nicht selten auf offener Straße ausgetragen wurden. So gesehen herrschte Normalität in Czernowitz. Was aber das Besondere ausmachte – und diesbezüglich war Czernowitz nicht nur Heidelberg weit überlegen – das war die einzigartige Entwicklung eines multinationalen Coleurstudententums nach deutschem Vorbild, eine Lebensform, zu der sich sogar in rumänischer Zeit noch König Ferdinand, ein Hohenzollernspröß und als solcher Köseiner Corpsstudent, ausdrücklich bekannte und seine Erhaltung bei einem Kommers im Deutschen Haus als wünschenswert bezeichnete, während sein Sohn und Kronprinz Carol sich auf demselben Kommers dem bukowinischen Gerstensaft nicht restlos gewachsen fühlte. In Czernowitz gab es Verbindungswesen in drei Dimensionen: Erstens multinational, und zwar deutsch, ukrainisch, rumänisch, polnisch und jüdisch; zweitens innerhalb dieser Multinationalität schlagend und nichtschlagend mit allen diesbezüglichen Schattierungen; und drittens, auch innerhalb aller Nationen außer der rumänischen, akademisch und pennal, was österreichischer Tradition entsprach, wo die pennalen Bünde – hierzulande nennt man sie Schülerverbindungen – schon früh ein eigenes Selbstbewußtsein entwickelten, sich zum Lebensprinzip bekannten und vereinzelt bereits vor 1900 zu Verbänden zusammenschlossen. Soweit kam es in Czernowitz nicht; nur die pennalen Burschenschaften gehörten zeitweise dem ADC und damit einem Verband an. Primär verstanden sich die Pennalien als Vorverbindungen, sogenannte Profuxias, und dienten somit vor allem der Nachwuchsförderung der akademischen Bünde. Seit 1903 ist dieses Pennälertum dokumentarisch nachweisbar, vorhan-

den war es vermutlich schon früher, aber wegen des in Österreich herrschenden Koalitionsverbotes für Schüler nur verdeckt aktiv.

Mit der Erscheinung dieser Pennalien unterscheidet sich das Czernowitzer Couleurstudentum auch von jenem des Baltikums, das zwar eine gleichartige nationale Vielfalt aufweist, aber mit seiner fast ausschließlich landmannschaftlich-corpsstudentischen Prägung nicht annähernd denselben Artenreichtum vorweisen kann. Dafür konnten die vornehmen Balten etwas, was die charmanten Bukowiner schuldig blieben, nämlich weibliches Couleurstudentum, dem auf Wunsch sogar Waffenschutz gewährt wurde. Die einzige diesbezügliche Erscheinung in Czernowitz, die pennale Mädchenverbindung Germania, war nichts anderes als ein zwei Monate währender Ferialscherz von vier Schülerinnen des Lyceums, alle Töchter von Arminen und Franconen, zum Zwecke verstärkter Aufmerksamkeitserregung der buntbemühten Männerwelt, was – wie die späteren Familien Gründungen belegen, zumindest in der Hälfte der Fälle auch erfolgreich und in weiterer Folge keilfördernd war.

Diese faszinierende Vielgestaltigkeit wirkt in seiner Dreidimensionalität wie ein Würfel – von der katholischen polnischen Pennalie über den freischlagenden jüdischen akademischen Verein bis zur unbedingte Satisfaktion gebenden rumänischen Burschenschaft. Es ist der Verdienst eines Teutonen, diese Vielfalt dargestellt und damit einer Generation vermittelt zu haben, für die Czernowitz nur mehr zum abstrakten Begriff zu werden drohte. 1961 hat Hans Prelitsch mit seiner Broschüre „Studenten in Czernowitz“ ein Standardwerk geschaffen, mit dem Czernowitz für die studen-tenhistorische Literatur plötzlich wieder evident wurde. Heute, genau 100 Jahre nach der Gründung der Teutonia im alten „Deutschen Haus“ in der Siebenbürgen Straße 40, verdient dieser Mann ei-

nige Augenblicke des Gedenkens. (Um der historischen Genauigkeit willen sei darauf hingewiesen, daß der eigentliche Gründungstag der 3. Dezeber war; an diesem Tag wurde durch die Arminia der Gründungsbeschluß gefaßt, während am 5. Dezember der Eröffnungsconvent der Teutonia stattfand). Ich selbst habe Prelitsch nicht mehr gekannt, aber aus der Fülle der Aussagen von Zeitgenossen ergibt sich das Bild eines hochintelligenten Menschen von akribischer Arbeitsweise, was auf seine Abstammung aus einer österreichischen Offiziersfamilie zurückzuführen sein mag, wobei zu ergänzen ist, daß er immer sehr lange brauchte, bis er etwas fertig hatte, dann aber war es perfekt. 1901 im galizischen Stanislaw geboren, siedelte die Familie nach Czernowitz, wo er maturiert und an der philosophischen Fakultät inskribierte. 1921 trat er der Teutonia bei, wo er unter dem Namen Mutziu bald beliebt und federführend war. Es war die Zeit, als das Czernowitzer Deutschtum in eine nationale Verteidigungsstellung gedrängt wurde und folglich näher zusammenrückte. Zwischen den Burschenschaften und der CV-Verbindung Frankonia bestand ein entspanntes Verhältnis, die Corps – es existierten nur mehr eines von dreien – waren im Absterben. Bei allen Bünden dominierten Nachwuchsprobleme und man bemühte sich um Hilfestellung durch Gaststudenten aus Österreich oder Deutschland. Diese kamen auch, vereinzelt, und erinnern sich Jahre später an Czernowitz als eine paradiesische Zeit: viele Kneipen, viele Mädels, und wenig Vorlesungen. Die Bukowiner Studenten mögen das anders erlebt haben, aber für die Gäste, die nur ein, höchstens zwei Semester blieben, war es eine Art Urlaub, den man sich leistete, frei von Kontrolle des nahen Elternhauses und vom Druck drohender Prüfungen – man nahm alles lockerer hier im äußersten Osten Mitteleuropas, und man bemerkte nicht, daß der scheinbare Glanz in Wahrheit ein Abendrot war. Hans Prelitsch paßt nicht in

# Internet-Addendum

dieses lockere Bild. Es war ein begeisterter Buchenläder und er erkannte mit seinem wachen Geist und seiner analytischen Denkfähigkeit natürlich die Gefahr des Identitätsverlustes. Er war es, der 1927 als erster Teutone seit 1919 wieder am Eisenacher Burschentag teilnahm und dort glühend für die Unterstützung und Erhaltung des Bukowiner Deutschtums im allgemeinen und des burschenschaftlichen Lebens im besonderen eintrat – mit Erfolg, wie wir wissen. Eine dieser Folgen war der Freundschaftsvertrag mit der Berliner Primislavia vom Februar und März 1929, der 1940 die Aufnahme der exilierten Teutonen in den Altherrenverband der Primislavia ermöglichte. So danken wir es nicht zuletzt ihm, daß wir heute, nach einer weiteren Fusion, hier sitzen und Czernowitzer Traditionen pflegen können.

Hans Prelitsch, dem das Schicksal sowjetischer Zwangslager mit lebenslangen gesundheitlichen Folgen nicht erspart geblieben war, blieb bis zu seinem Tod vor 35 Jahren ein begeisterter Aktivist für die Bukowiner Sache, als Publizist (Schriftleiter des Südostdeutschen), Lyriker und Erzähler (unter dem Pseudonym Muil von Melag) und als Redner und Vortragender. Er erhielt nach dem Krieg auch das Band der Arminia und kann als einer der letzten großen Zeitzeugen einer Epoche gelten, die verklärend als „Heidelberg des Ostens“ beschrieben wurde. Sein Werk „Student in Czernowitz“ führt 25 Verbindungen auf, erhebt aber keinen Anspruch auf Vollständigkeit; Wir gehen heute von einer Anzahl von knapp 50 Czernowitzer Korporationen aus.

Und „Czernowitz heute“? Das ist eine sehr persönliche Herausforderung. Auf meinen insgesamt zwölf Reisen, in verschiedensten Gesellschaften, habe ich ganz unterschiedliche Reaktionen erlebt, selbst unter der gleichen Generation. Da waren alte Czernowitzer, die fünfzig Jahre nicht mehr da waren, nebeneinander, und der

eine strahlte und meinte, wie wunderbar, die Stadt hat sich nicht verändert, und sein Nebenmann weinte und sagte: wäre ich doch nur nicht hergekommen! Czernowitz ist auch heute noch eine Perle am Pruth, wunderschön gelegen an einem Felsstock oberhalb des Flusses, bekrönt von einem prächtigen bischöflichen Residenzpalast im mauro-byzantinischen Stil, durchzogen von einem wohlthuend asymmetrischen Gassensystem, das über mindestens sieben Hügel bergauf und bergab führt und dem Städtewanderer einige Kondition abfordert. Kaum etwas ist zerstört, und noch immer ist das meiste in ursprünglicher Funktion: Schulen, das Postamt, das E-Werk, die Kasernen, die Feuerwehr. Inschriften sind herausgeschlagen, aber die Jahreszahlen hat man gelassen, was dem geschichtskundigen Flaneur eine Promenade der Assoziationen eröffnet. Seit 1990 sucht man akribisch, sich zum Alten zu bekennen. Man will wissen, wo man herkommt, nachdem man fast 50 Jahre lang gehört hat, daß der Mensch sich erst 1917 aus der Gosse erhoben und „Brot statt Staub zu fressen“ begonnen hätte. Junge Historiker suchen jedes Haus nach Spuren ab, forschen und publizieren. Und es gibt sie zu Hunderten noch, die österreichischen Tür- und Straßenschilder, die Kanaldeckel und Isolationskästen, Versicherungsmarken und Hinweistafeln, die Fliesen mit österreichischen Firmennamen und sogar den Doppeladler mit der Unterschrift des k. u. k. Infanterieregimentes Nr. 41 (Erzherzog Eugen) – mitten in einer einst sowjetischen Kaserne. Czernowitz ist, wenn man das will, eine einzige spannende Suche nach Details.

Doch sie werden weniger. Nicht nur durch die raffgierigen Hände von Touristen, sondern auch durch die im Prinzip begrüßenswerten Vorgänge der Restaurierung. Czernowitz hat sich seit der Wende enorm zu seinem Vorteil verändert, es ist wieder strahlender geworden, wo es vorher schäbig war. Aber natür-

lich, vieles ist vordergründig. Eine Gruppe von Gewinnern, wie es sie nach jedem Systemwechsel gibt, steht einer Masse von Verlierern, vor allem in der Rentnergeneration gegenüber. Reichlich Bettler auf den Plätzen und vor den Kirchen, aber in der Vorstadt Rosch fast 100 neue Villenbauten, und vor jedem mindestens ein Mercedes. Natürlich gibt es Banden in der Stadt, brutal-kriminelle und subtil-kriminelle. Ein junger Czernowitzer Akademiker sagte mir, wenn alles Geld, das in der Ukraine in Umlauf ist, steuerlich erfaßt würde, bräuchte der Staat keinen Cent an Westhilfe. Andererseits geschieht viel in Czernowitz: Restaurants, Kaffeehäuser, Hotels und Privatpensionen, man kann wieder zwischen vollen Schaufenstern flanieren und die Fassaden sind liebevoll restauriert. Doch der Putz ist brüchig. Als Präsident Kucma nach Czernowitz kam, restaurierte man den prachtvollen Jugendstilbahnhof, belegte die Ornamente wieder mit Blattgold – ein Fest für die Augen. Doch kaum war Kucma weg, kamen die ersten Wasserflecken wieder durch. In der Herrngasse und in der Bräuhausgasse stürzten unlängst zwei Häuser ein. Die Ursachen waren unterschiedlich: In der Bräuhausgasse baute sich der Besitzer ein illegales Schwimmbad in den Keller und beschädigte dabei das Fundament so schwer, daß das Gebäude plötzlich zu knacken anfang. Als die Wände sich nach außen wölbten, verschwand er – inzwischen ist das ganze Haus verschwunden. In der Herrngasse wurde saniert, indem man die tragende Mauer zwischen zwei Häusern entfernte. Man wollte nur größere Räume haben – jetzt hat man eine ganze Parzelle.

In Czernowitz entstehen viele neue Gedenktafeln und Denkmäler – von allen Nationen. Auch die Wiedererrichtung des Franz-Josef-Denkmal auf der Habsburghöhe geschah ausschließlich auf Czernowitzer Wunsch und wurde von österreichischen Korporationsstudenten nur finanziert. Leider war das Denkmal aus Metall, und so ver-

# Internet-Addendum

schwand es eines Nachts wieder – nicht aus nationalistischen Gründen, sondern weil man damals bei Metallsammelstellen Geld dafür bekommen konnte – in zuvor stark verkleinertem Zustand, versteht sich. Die Täter wurden gefaßt, sie hatten fast die ganze Stadt geplündert, alles was eisern war, darunter auch die sowjetischen Schriftbalken und Wappen an den Stadteinfahrten. Aber man mußte sie wieder laufen lassen, weil es für die geschändeten Denkmäler keine klaren Besitzverhältnisse gab. Einzige Konsequenz: die Metallsammelstelle wurde geschlossen.

Czernowitz, eine Stadt der Widersprüche. Man muß sie lieben, um sie zu nehmen wie sie ist. Ein lebendiger Organismus, der einmal österreichisch war, dann vielerlei anderes, in seiner Gestalt immer österreichisch blieb, und dennoch weiß man nicht genau, wo es hingehet.

Der interessanteste Fund wurde im letzten Frühjahr gemacht. Da tauchte die seit 85 Jahren verschwundene Austria-Statue wieder

auf, die am Tag der Universitätsgründung, dem 5. Oktober 1875 feierlich auf dem Austria-Platz enthüllt und nach 1918 entfernt worden war. Man vermutete sie in allen Steinbrüchen des Landes und fand sie nun bei Kabelarbeiten, kaum 400 Meter entfernt, im Hof des Museums vergraben – bezeichnenderweise ohne Kopf. Der Czernowitzer Boden birgt noch viele Überraschungen. Aber auch Überirdisches gibt es zu bestaunen. Der Lenin, der auf dem Ringplatz das rumänische Unireadenkmal ersetzte, welches dort der christlichen Pietá gefolgt war, ist längst fort. Ein paar Meter weiter steht heute der ukrainische Nationaldichter Taras Schewtschenko, dreimal so groß wie Lenin und – nach unserem Geschmack – doppelt so häßlich. Ähnliches findet sich an vielen Plätzen. Über Stil läßt sich streiten, aber verwundert es, wenn man diesem Land wenigstens ein halbes Jahrhundert die Chance genommen hat, einen Stil zu entwickeln. Czernowitz ist zwar näher gerückt, aber immer noch weiter, als es einmal war. Und die Korporation? Zwei gibt es heute, beide ukrainisch, eine auf alter Tradition

beruhend, eine neu gegründet. Die Mitgliederzahlen sind gering, die Strukturen starr. Kommt man nach drei Jahren wieder, trifft man denselben Senior. Aber immerhin, im Deutschen Haus haben sie eine hübsche kleine Bude und sie sind bemüht, dort wieder ein wenig von der Atmosphäre zu schaffen, die auch ihre Altvorderen einmal in rauschender Lebensfreude genossen haben. Czernowitz heute? Ein gerettetes Stück Vergangenheit in einer schwankenden Gegenwart voller Zukunftsängste.

Hohe Corona, was ich geschildert habe, ist meine Erfahrung, ist meine Empfindung. Andere erleben es anders, jeder auf seine Weise. Aber meine Empfindung ist voller Liebe für eine Stadt, die der Zufall der Geschichte so beladen hat mit Besonderheiten, daß davon zu zehren immer noch Bereicherung darstellt. Czernowitz, das ist ein Topos, der vor allem in uns besteht, eine Art geistiger Heimat der Vielfalt und Toleranz. Und in eben diesem Sinne verabschiede ich mich mit den Worten: Auf Wiedersehen in Czernowitz!